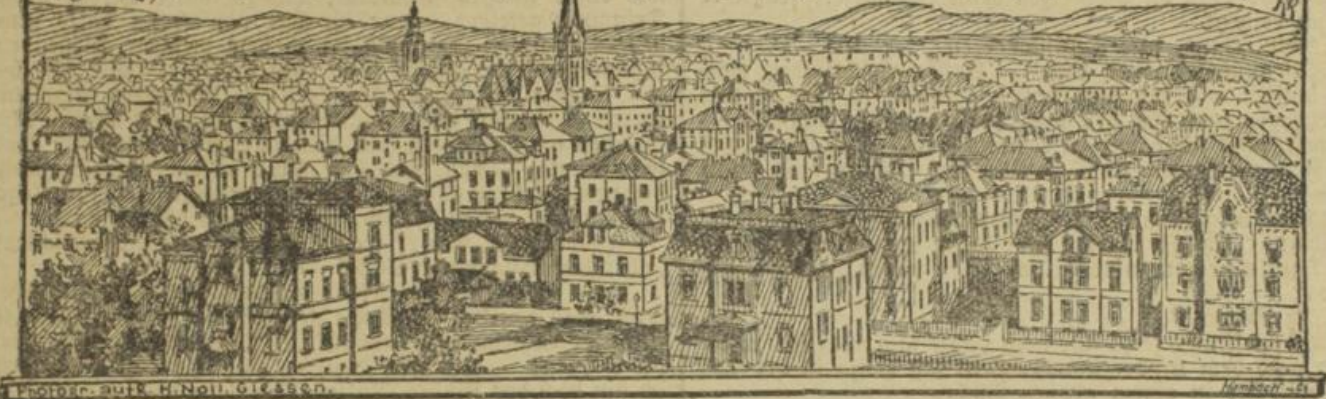


Biehener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biehener Anzeiger (General-Anzeiger).



Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

So kröten die beiden Ehegatten also nebeneinander her. Mit ruhiger Höflichkeit begegnete Wolf seiner Frau — zu Haus wie in Gesellschaft. Es war etwas Starres, Kaltes über ihn gekommen, daß es sie manchmal erschauerte, wenn sie ihn anjah. Seine freie Zeit, sofern sie dem Knaben und seinen Arbeiten nicht gewidmet war, brachte er im Klub zu, während seine Gattin die ihre mit Gesellschaften, Konzert- und Theaterbesuch ausfüllte. Scheinbar bekümmerte er sich gar nicht um sie, behielt sie aber doch scharf im Auge, und sie war klug genug, das zu sehen und sich nach seinen Worten zu richten, damit er nicht Grund hatte, sie fortzuschicken.

Im Februar reiste ihr Vater nach der Riviera und nahm sie mit dorthin. Und sobald der Sommer begann, machten die beiden eine Hochgebirgstour, um nachher den Spätsommer in Ostende zu verbringen. Allein zu reisen hätte ihr Wolf nie die Erlaubnis gegeben. — Er hatte sich mit seinem Schwiegervater ausgesprochen, ohne diesem nur den geringsten Vorwurf zu machen, hatte aber ganz entschieden jeden Vermittlungsversuch desselben zurückgewiesen. Der alte Ulrich litt schwer darunter, um so mehr, da er Wolf nicht Unrecht geben konnte; er kannte seine Tochter ja in ihrer Raunenhaftigkeit, aber sie tat ihm doch leid, und er nahm sie insolgebeffen auf seine jährliche Vergnügungsreise mit.

Die Zeit, die Wolf mit seinem Kinde allein zu Haus war, dünkte beiden die herrlichste zu sein. Unter Leitung des liebevollen Vaters gedieh das Kind geistig und körperlich aufs beste, und jeder, der den prächtigen kleinen Kerl sah, mußte ihm gut sein.

IV.

Es war in der letzten Hälfte des September, der sich in diesem Jahre von der unvorteilhaftesten Seite zeigte. Düstere Stürme wechselten mit schier endlosen Regengüssen ab, daß man meinen konnte, schon im November zu sein. Die Gesellschaft nahm ihren Anfang; Gerichtsrat von Wessels war der erste, der sie mit einer Feier des Geburtstages seiner Frau eröffnete. Es wurde schon viel vorher davon gesprochen, da Wessels als ein vorzüglicher Gesellschafter bekannt war, der stets etwas Neues und Unterhaltendes seinen Gästen bot. So sah man dem Abend mit begreiflicher Spannung entgegen — auch Gabriele, die dazu eine der vier kostbaren Nuben sowie eine Brillantenriviere anlegen wollte, die ihr Vater ihr in Paris gekauft hatte. Ihr Herz schlug höher in freudiger Erwartung der Triumphe, die sie feiern, der Bewunderung, die sie ernten würde. Die Sommerfrische war ihr augenscheinlich sehr gut bekommen; sie war fast noch stärker geworden, und ihre ganze Erscheinung atmete Gesundheit und Frische. Auch Wolf hatte sich im Wandern erholt; die körper-

lichen Anstrengungen und Strabazen hatten ihm gut getan, und die krankhafte Blässe seines Gesichtes war einer gesünderen Farbe gewichen. Ella hatte sich gedacht, daß die längere Trennung versöhnend wirken würde und war ihrem Gatten deshalb zärtlich entgegengelaufen. Darauf hatte dieser aber nicht reagiert, sondern er begegnete ihr nach wie vor mit derselben ruhigen kalten Höflichkeit, so daß sie ihre Bemühungen bald aufgab.

— „Wächstest du dir nicht das Kleid ansehen, das ich heute abend tragen werde?“ fragte Ella, als sie bei Tische saßen, „es ist sehr apart; ich denke, daß es dir gefallen wird!“

„Gern, sobald wir gegessen haben,“ entgegnete er zuvorkommend.

„Wann wirst du heute abend zurückkommen? Hoffentlich nicht so spät.“

„Ich kann es dir noch nicht sagen. Gerade heute habe ich viel zu tun. Vor sechs Uhr kann ich schwerlich hier sein! — Nun, meine Toilette nimmt ja nicht viel Zeit in Anspruch!“

„Auf den heutigen Abend freue ich mich sehr; es ist immer so nett bei Wessels — gehst du nicht auch gerne hin?“

„Gewiß, ich bin sehr gern dort, wenn ich auch, wie du weißt, kein besonderer Freund von diesen großen Gesellschaften und Massenabfütterungen bin, Gabriele!“ — „Da stiel sein Blick auf Hasso, der neben ihm saß und auf seinem Teller herumstocherte, ohne zu essen — „aber, was ist mit dir, mein Junge? Du bist ja gar nicht? Du bist so still — fehlt dir etwas?“

„Ja, Papa — Hasso hat Kopfschmerzen,“ sagte dieser mit matter Stimme.

„Er klagte vorhin schon darüber, Herr Hauptmann,“ warf das Kinderfräulein ein, „er hat auch gar nicht so nett gespielt wie sonst!“

„Ach, sei nicht so gefährlich, Hasso, es wird nicht so schlimm sein,“ sagte Gabriele unmutig, während eine Falte zwischen ihren Augenbrauen erschien, „die Hauptsache, Wolf, ist, daß er sich gar nichts aus Frikassée macht — du hast doch aber selbst gesagt, daß er alles essen lernen soll.“

„Gewiß,“ entgegnete Wolf, „das soll er sonst, aber wenn er sich nicht wohl fühlt, wollen wir ihn nicht dazu zwingen, sonst könnte es ihm schaden! — — Hast du viel Schmerzen, mein Liebling?“ fragte er zärtlich.

Das Kind lehnte sein dunkles Köpfchen an den Arm des Vaters und schloß die Augen. „Sehr viel nicht; aber mich friert so, und ich bin so müde!“

Besorgt legte Wolf die Hand auf Hassos Stirn und faßte nach seinem Puls. „Ich glaube, Ella, in Hasso steckt eine Krankheit; er hat ein so heißes Köpfchen; er siebert etwas!“

Ungeduldig beobachtete Ella den Gatten. In seiner übertriebenen Besorgnis wäre er in stande und blieb der Gesellschaft heut abend fern! Sie war gewiß keine herzlose Mutter und hatte ihr Kind lieb — aber wie Wolf immer gleich war, das war schon nicht mehr schön! Sie faßte nach der Hand des Knaben und sagte liebevoll: „Mein Herzblatt

hat sich gewiß gestern auf dem Wege zum Großpapa bei dem schlechten Wetter erkältet! Wir machen nachher nasse Umschläge, und Fräulein erzählt dir dabei die Geschichte vom kleinen Däumling, die du immer so gern hörst — oder möchtest du lieber ins Bett?"

Statt aller Antwort schüttelte Hasso mit dem Kopfe.

„Da siehst du, Wolf,“ sagte Ella erleichtert, „es hat nichts auf sich, sonst würde er ins Bett wollen!“

„Wolf nahm seinen Zungen auf den Schoß. „Tut dir sonst nichts weh? Hast du Schmerzen beim Schlucken?“ fragte er zärtlich besorgt.

„Nein, Papa, nur Kopfschmerzen.“

„Ich muß jetzt fort, Ella! — Sollte es schlimmer werden, müssen wir für heut' abend abjagen, so leid es mir beinetwegen tut! Ich bin doch sonst nicht so ängstlich — ich weiß selbst nicht, wie es kommt! — Aber ich hörte, daß jetzt so viele Kinder an Scharlach und Diphtheritis krank liegen!“

„Vorläufig ist zu dieser Befürchtung kein Anlaß, Wolf! Glaube mir, ich als Mutter habe darin auch einen Blick! — Die Kopfschmerzen werden sich schon geben, nicht wahr, Hasso?“

„Ja, Mama!“

Als Wolf nach sechs Uhr nach Hause kam, war sein erster Gang nach dem Kinderzimmer. Still saß Hasso in der Ecke und blätterte in einem großen Buche.

„Wie gehts denn, mein Liebling?“ fragte Wolf zärtlich, „noch Kopfschmerz?“

„Ganz gut, liebes Papachen! Du und die Mama, ihr könnt nachher ruhig fortgehen! Ich darf auch die Mama sehen, wenn sie sein ist!“

„Aber dein Köpfschen und die Händchen sind so heiß, mein Junge,“ und besorgt faßte er nach beiden. In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und Gabriele trat herein in einem wunderbar zarten duftigen Unterrock, schon frisiert und bis auf das Kleid fertig angezogen. „Ach, du bist da,“ sagte sie zu ihrem Gatten, „mir war, als hörte ich dich vorhin in deinem Zimmer. Beeile dich, Wolf, es ist halb sieben Uhr!“

„So? Ich muß gestehen, daß ich am liebsten hier bleiben möchte! Hasso gefällt mir gar nicht! Sieh nur, wie apathisch er da sitzt!“

„Dachte ich es doch! Aber zu deiner Beruhigung will ich dir sagen, daß ich gleich nach deinem Weggange zum Sanitätsrat geschickt habe, der mich wegen meiner Besorgnis fast verlachte — er meinte, verdorbener Magen!“

„Ach, Gabriele, der Sanitätsrat ist kein Kinderarzt; zu ihm habe ich kein Vertrauen. Mir ist so eigen; am liebsten möchte ich gar nicht fortgehen; wenn nur in Hasso keine ernstliche Krankheit steckt; ich bin zu ängstlich wegen Scharlach oder Diphtheritis.“

„Aber Wolf, da müßte ich es als Mutter doch viel mehr sein; sei nicht gar so besorgt! Was soll das erst werden, wenn Hasso in die Schule geht?“

„In der Nachbarschaft ist Scharlach; die beiden kleinen Wehrkes liegen fest, wie ich hörte,“ bemerkte das Kinderfräulein. Gabriele warf ihr einen ungnädigen Blick zu. „Müßte dieses ungeschickte Geschöpf die Besorgnis ihres Gatten noch steigern!“

„Bringen Sie Hasso zu Bett,“ sagte sie kurz, „wenn er morgen ausgeschlafen hat, wird alles wieder gut sein.“

„Sollte sich sein Zustand jedoch verändern, dann schicken Sie sofort nach uns — Sie wissen ja, wo wir sind, und zugleich auch zu Dr. Cornelius; zum Sanitätsrat habe ich kein richtiges Vertrauen, während jener junge Arzt als Kinderarzt sehr bekannt ist,“ sagte Wolf. — „So, mein lieber Junge, laß dich schön zu Bett bringen; Papa kommt nachher noch und sagt dir gute Nacht!“

Als sie gegen zwei Uhr nach Haus kamen, eilte Wolf sofort unruhig an Hassos Bettchen. Schlafrunten erhob sich das Kinderfräulein von seinem Platz — es hatte gerentlich Wacht gehalten, konnte aber dem besorgten Vater nichts anderes sagen, als was er selbst sah — unruhig wälzte sich der Knabe auf seinem Lager; die Bäckchen waren heiß und rot, und ab und zu stieß er unverständliche Worte hervor. Ängstlich sah Wolf auf ihn und faßte seine Händchen wie sein Gesichtchen an.

„Er fiebert, Gabriele, sieh nur —“

Sie trat dicht an das Bettchen heran, einen verdrießlichen Ausdruck im Gesicht. Ihre blendende Erscheinung wollte gar nicht so recht dahin passen. Achlos ließ sie den

kostbaren Mantel von den äppigen entblößten Schultern gleiten, als sie sich über das schlafende Kind neigte und prüfend in das gerötete Gesicht desselben blickte.

„Ach Unsinn, Wolf, das sind Schlafbäckchen; die hat er ja immer —“ sagte sie etwas unfreundlich. Lächerlich, darum, gerade als es am schönsten war, nach Hause zu eilen; aber er hatte sich ja nicht mehr halten lassen, eine törichte Angst trieb ihn fort, und es war doch so amüfiant gewesen; sie wäre zu gern noch geblieben — man hatte ihr wie einer Fürstin gehuldigt, und sie hatte wieder große Triumphe gefeiert — nur ihr Bär von Mann hatte nicht darauf geachtet, wie schön sie in dem weichen, fließenden, kostbaren Kleide aussah, das ihre herrliche Büste fast bis zur Grenze des Erlaubten freilegte. Besonders Erzelenz waren ja entzückt von ihr und hatten sie durch häufige Ansprachen ausgezeichnet, was doch nur von Vorteil für Wolf sein konnte — bah, und hier stand er wie eine ängstliche besorgte Kindermuhme — ein fast verächtlicher Zug legte sich um ihre vollen Lippen, als sie ihn beobachtete.

„Meinst du, Ella?“ fragte er da wie etwas erleichtert, „aber dieser unruhige Schlaf —“

„— ist die Folge seines verdorbenen Magens. Wer weiß, was er alles bei Papa gegessen hat — die Laffen ist in dieser Beziehung unvermünftig; sie verwöhnt Hasso über die Maßen! — Sei gut, Wolf — ängstige dich nicht, sieh, ich bin doch des Kindes Mutter, und wenn ich ruhig bin —“ sie legte die ringgeschmückte Hand auf seine Schulter und blickte ihn an. Sie wollte ihn zwingen, ihre Schönheit zu sehen, zu bewundern — und dadurch ihn wieder zu sich ziehen, zu ihr, der doch sonst, wenn sie nur wollte, kein Mann widerstand. Aber selbst jetzt übte ihre herauschende Nähe gar keine Wirkung auf ihn aus — mit einem schwer zu beschreibenden Blick sah er sie an und sagte dann, „erfalte dich nicht, Gabriele, da du so entblößt bist,“ und wandte sich dann wieder seinem Kinde zu. Er merkte ihre Absicht, deshalb konnte sie keinen Einfluß auf ihn haben. Zornig biß sie sich auf die Lippen. „Sie können ruhig zu Bett gehen, Fräulein, es ist absolut keine Gefahr,“ bemerkte sie zum Kinderfräulein und rauschte dann hinaus. Nur schwer entfernte sich Wolf vom Lager seines Kindes; am andern Morgen schickte er auch gleich zu Dr. Cornelius, den er gut kannte. Vorläufig konnte dieser noch nichts Bestimmtes sagen — aber am nächsten Tage stellte er den Ausbruch einer Lungenentzündung fest. Hasso war ein ungebärdigter Patient und nur seinem Vater gelang es, ihn etwas zu beruhigen — von der Mutter wollte er gar nichts wissen, worüber sich diese sehr erzürnte und dem Krankenzimmer meistens fern blieb. „Gnädige Frau,“ sagte Dr. Cornelius zu ihr, „es ist ein ziemlich schwerer Fall, und ich halte es für ratsam, wenn wir eine Pflegerin zu Hilfe nehmen; das Kinderfräulein ist nicht besonders kräftig; sie gefällt mir gar nicht; ich fürchte, sie wird uns noch krank.“

„Sie haben recht, Herr Doktor! Dann bin ich auch beruhigter. Mir geht die Angst und Sorge auf die Nerven, und man ist eine schlechte Krankenwärterin, wenn die mütterlichen Gefühle mit in Frage kommen. Die Diakonissen sind das Pflegen gewöhnt, und ihnen geht alles sicherer von der Hand. — Ich bin schon ganz elend —“

Der junge Arzt warf einen sprechenden Blick in ihr blühendes Gesicht, dem man nichts ansah und sagte: „Allerdings, gnädige Frau! — Ich kann Ihnen eine vorzügliche Pflegerin empfehlen. Schwester Konjuelo ist ein liebes, warmherziges Geschöpf, die besonders mit Kindern umzugehen versteht. Sie ist freiwillige Pflegerin, gehört nicht zum Schwesternverband des hiesigen Krankenhauses. In der Klinik von Kollege Hamann ist sie die beste Stütze. Augenblicklich ist dort nichts für sie zu tun; deshalb wird sie kommen können. Ich habe sie schon an manchem Krankenbett bewährt gefunden.“ Er hatte sich ordentlich warm geredet, der junge Arzt.

Da trat Wolf ein, blaß und angegriffen von der Sorge um sein Kind.

„Run, Doktor, wie finden Sie meinen Jungen? Auf dem Sprung nur bin ich hier, um Sie zu hören!“

„Keine Sorge, Herr Hauptmann! Kein Kind wird ja von Kinderkrankheiten verschont. Soeben habe ich Ihrer Frau Gemahlin den Vorschlag gemacht, eine Pflegerin zu nehmen. Heute nachmittag gleich nach meiner Sprechstunde komme ich noch mal und bringe die Schwester gleich mit! Schwester Konjuelo versteht ihre Sache! Ängstigen Sie sich nicht! Wir müssen nur vor allem das Fieber zu vertreiben

suchen; es darf nicht höher kommen. Befolgen Sie genau meine Vorschriften!" Der Arzt warf einen Blick voller Mitleid auf Wolf, der ganz gebrochen darsaß. „Um Hasso habe ich keine Angst, wohl aber um Sie, Herr Hauptmann. Essen und schlafen Sie ruhig, damit wir nicht statt eines zwei Patienten haben! Also nachmittag komme ich mit der Schwester. Adieu!"

(Fortsetzung folgt.)

„Ich hatt' einen Kameraden. . .“

Aus meinem Leutnantstagebuch.

Von Oberleutnant a. D. G. Reiche.

„Ich hatt' einen Kameraden“. — Die Südbarmee unter Manteuffel drängte die französische Armee unter Bourbaki gegen die Schweizer Grenze. Die Kapitulation von Paris stand nahe bevor. Mein Regiment trat am 29. Januar morgens um 8 Uhr als Avantgarde den Marsch an. Der Weg ist in dem hohen Schnee auf dem sehr zerfahrenen Landwege recht beschwerlich; sonst ist die Gegend im Winterleide herrlich; wir haben bei den Strazuzen freilich wenig Sinn dafür. Ich gehe mit Leutnant v. B. zusammen, der heute ganz melancholische Gedanken hat; ich solle das in seinem Tornister befindliche Testament an mich nehmen, wenn er falle. Ich lache ihn aus, bezweifle, daß es heute überhaupt noch zum Schlagen komme, weil die Franzosen froh wären, wenn sie ungeschoren die Schweizer Grenze erreichten. Er bleibt aber bei seinen Gedanken. Jedes Thema, das ich anschlage, läßt er unerörtert und kommt immer wieder auf seine Todesahnungen zurück; so sagt er, er habe immer das bestimmte Gefühl, daß er einen Schuß in den Unterleib bekomme, er halte deswegen in jedem Gefecht die Faust mit der Säbelscheide vor den Bauch. Auch sonst erzählt er mir viel aus seinem Leben, Trauriges und Fröhliches.

Bei dem weiteren Vormarsch mehren sich die Zeichen des Rückzuges der Franzosen. Fortgeworfene Waffen und Ausrüstungsstücke liegen zahlreich auf und an der Straße, ebenso verlassene Fahrzeuge und getödete Pferde, denen die besseren Stücke zum Essen herausgeschnitten sind. In mehr oder weniger großer Entfernung sieht man Trupps französischer Soldaten, welche sich beeilen, aus unserem Gesichtskreis zu kommen. Obwohl es bereits dunkelt, marschieren wir weiter, und da wir durch keine Ortskenntnis mehr kommen, denken wir schon an bivouakieren. Endlich bringt der Adjutant Befehl, daß wir in Chaffois Quartier beziehen sollen. Nach Aussagen von Gefangenen ist dies aber von 5 Bataillonen und 4 Batterien, darunter 2 Mitrailleusen-Batterien besetzt. Die Avantgarde soll das Dorf nehmen! Das kann ja nett werden! Stodfinster, dicker Nebel, man kann auf 20 Schritte nicht einmal die Truppe sehen. Unsere Husaren kommen infolgedessen bis auf wenige Schritte an das Dorf heran, erhalten dann aber ein so überraschendes Schnellfeuer, daß sie in Karriere zurückkommen. Getroffen wird wunderbarerweise niemand, da die Franzosen — wie oft — viel zu hoch schießen.

Während nun unsere Artillerie hinter uns auffährt, formiert sich das Bataillon in Kompagnie-Kolonnen, zwei Kompagnien gehen als Schützen etwas weiter vor, zwei bleiben geschlossen dahinter. Behaglich ist die Lage nicht. Tiefe Finsternis, dicker Nebel, mehr als drei Fuß tiefer Schnee. Jetzt sehen wir hinter uns eine sich bewegende Laterne, und hören in der nur durch die Schüsse der Franzosen unterbrochenen Stille das Kommando bei unserer Artillerie: „2000 Schritt, Richtung auf den Stern!“ Es war tatsächlich ein einziges Sternlein am Himmel sichtbar; und dann beginnen sie zu schießen. Auf der Karte haben sie bei der Laterne die Richtung auf Chaffois bestimmt und gefunden, daß das Dorf in der Richtung des Sternes liegen müsse. Erreicht haben sie freilich nur, daß eine einzige Granate wirklich in das Dorf gekommen ist. Leider wurden die Franzosen dadurch alarmiert und auf den Infanterie-Angriff vorbereitet. Wir sollten, sobald das Artilleriefeuer schweigt, gegen das Dorf vorgehen. Da aber ein Vorwärtskommen abseits der Straße fast unmöglich ist — der Schnee reicht uns, wie wir erprobt haben, tatsächlich bis über die Knie — so werden wir wieder in Marschkolonnen auf der Straße formiert, vorn die dritte Kompagnie. Der Divisionskommandeur gibt den Befehl zum Angriff, und nun heißt es: „Das Bataillon geht dicht geschlossen ohne einen Laut und ohne Schuß auf der Straße gegen Chaffois vor; die dritte Kompagnie wirkt mit dem Bajonet die Dornen über den Haufen. Die erste Kompagnie greift nach den sich ergebenden Umständen ein. Die beiden anderen folgen dicht aufgeschlossen.“

Die Pulse mögen auch anderen außer mir lebhafter geschlagen haben; seit dem 6. August bei Spichern hatte ich schon oft im Feuer gestanden, hatte mich schon oft in Lagen befunden, in denen die Aussichten für das Leben recht gering waren; ich habe nicht empfunden, daß man sich daran gewöhnt; die Umstände waren immer andere und solche gewesen, die mich gar nicht zum Nachdenken über Leben und Tod kommen ließen. Meist am hellen Tage war ich durch die um mich herum sich abspielenden Vorgänge, durch meine dienstlichen Obliegenheiten, durch meine Aufmerksamkeit auf die Vorgänge beim Feinde und durch die Fürsorge für meinen Zug so in Anspruch genommen, daß ich gar nicht daran denken konnte, ob ich verwundet oder totgeschossen werden würde.

Heute war es anders! Man hörte bei dem lautlosen Marsch in dem tiefen Schnee keinen Ton, man sah nur die unmittelbar neben und vor einem marschierenden Leute. Jeder in der Kolonne bewegte sich, tief in sich versunken, vorwärts. Die Kolonne machte den Eindruck willenlos dahinziehender Gestalten, auf denen ein schweres Geschick ruht — morituri! — Wenn auch nicht lange, so hatte ich doch hinreichend Zeit zum Nachdenken; dazu kam, daß mir Leutnant v. B. nochmals kurz seine vorhin geäußerten Wünsche wiederholte. Er war aber sonst sehr lustig und machte klästernd allerlei Witze, so daß ich meine törichtigen Gedanken los wurde.

Jetzt wird die unheimliche Stille durch Durrahgeschrei vor uns unterbrochen, zu gleicher Zeit bekommen wir von halblinks vorwärts heftiges Feuer. Während wir halten, schickt mir der Führer durch einen Unteroffizier den Befehl, „ich solle mit meinem Zuge gegen das von halblinks auf uns gerichtete Feuer vorgehen“. Dem Leutnant v. B. drückte ich noch einmal die Hand, lasse die Gewehre entladen, und den Zug in der befohlenen Richtung auschwärmen, kommandiere dann „Marsch!“, und nun waten wir lautlos in dem tiefen Schnee die kleine Anhöhe hinan. Sehen konnten wir nur das Ausblitzen der zahllosen Schüsse. Die Anstrengung war sehr groß; der Schnee war oben überfroren, so daß man mit Mühe die Beine immer erst herausziehen konnte, wenn man durchgetreten hatte. Dabei war das Reissen der Geschosse und ihr Einschneiden in die überfrorene Schneekruste ein unheimliches Geräusch. Nach etwa 400 Schritten mußte ich meinen erschöpften Leuten eine Ruhepause geben und befahl zu halten.

Wir alle waren trotz der scharfen Kälte in Schweiß gebadet. Nach einigen Minuten ließ ich den Befehl zum weiteren Vorgehen in der Schützenlinie leise weitergeben. Da dies doch nicht ohne lautes Sprechen ausgeführt wurde, nahm das feindliche Feuer wieder sehr zu; ich hatte das Gefühl, daß wir schon ganz dicht an der feindlichen Linie wären und kommandierte jetzt ganz laut: „Marsch! Marsch! Durra!“ So arbeiteten wir uns wieder eine Strecke gegen das sehr heftige Feuer vorwärts. Dennoch mußte ich noch einmal Halt machen, weil mir selbst der Atem völlig ausging. Schon mancher meiner braven Jungen farbte den Schnee mit seinem Blute. Wir hatten bis jetzt — wie ich es befohlen hatte — noch nicht einen Schuß abgegeben. Erst jetzt ließ ich laden, und das Feuer eröffnen, obwohl wir nichts als das Ausblitzen der feindlichen Schüsse sehen konnten. Nach wenigen Minuten kommandierte ich nochmals: „Marsch! Marsch! Durra!“ und erreichte nach kurzer Zeit die Umfassungsmauer eines größeren Gebäudes, welches Kopf an Kopf von Franzosen besetzt war. Während manige Leute sich hinter die Mauer stellten und heftig schossen, sprang ich auf die am Eingang errichtete Barrikade, mit mir ein Unteroffizier, ein Einjähriger und einige Leute. Ich rief den Franzosen mein „à bas les armes“ zu, und ließ zu gleicher Zeit das Feuer einstellen, da nur noch von den Häusern einzelne Schüsse auf uns fielen. Mehrere französische Offiziere überreichten mir ihre abgeschlachten Säbel, und erklärten sich mit der Besatzung ergeben zu wollen. Ich ordnete das Niederlegen der Waffen an und ließ die Gefangenen hinter einem der Häuser sammeln. Hiermit noch beschäftigt, erhalten wir wieder ein sehr lebhaftes Feuer von einem der Häuser des Gebäudes, welches aus vier Gebäuden bestand. Ich lasse einen Halbzug bei den Gefangenen, befehle den unbewaffneten französischen Offizieren, mit Ausnahme von zweien, mich zu begleiten, gehe gegen das letzte noch verteidigte Haus mit dem Halbzuge vor und schicke einen der französischen Offiziere voraus, um die dortige Besatzung zum Einstellen des Feuers zu veranlassen. Das gelingt aber erst nach wiederum sehr schmerzlichen Verlusten. Erst jetzt konnte ich alle Gefangenen — 5 Offiziere 200 Mann — entwaffnen und sammeln.

Das Gefecht wird dann plötzlich durch Trompetensignale der Franzosen unterbrochen: ein Waffenstillstand soll in Paris geschlossen sein, und wirklich müssen wir nachher die Gefangenen ohne Waffen wieder entlassen, obwohl sich später herausstellte, daß wir — die Südbarmee — davon ausgeschlossen sind. Die Zahl unserer Gefangenen belief sich im ganzen auf über 1000, außerdem waren zwei Geschütze genommen. Die Franzosen haben viel Leute verloren; aber auch wir haben den Sieg mit 5 Offizieren, 38 Mann bezahlt. Unter den tödlich verwundeten Offizieren war auch mein Freund, Leutnant v. B., dessen Todesahnungen sich also leider erfüllen. Er hatte tatsächlich einen Schuß in den Unterleib bekommen, an dem er nach 10 Stunden starb.

Am Morgen des 30. Januar sehe ich mir das Feld der Tätigkeit von heute nacht an, finde dabei noch manchen unverwundenen Betwundeten, suche dann Leutnant v. B. auf, welcher mit Leutnant v. D. zusammen in einer Bauernstube lag. v. D. war noch in der Nacht das Bein amputiert, er schlief wie ein Toter und hatte rote Baden. v. B. hatte schon die Totenfarbe und lag mit geschlossenen Augen da. Als ich mit trübem Gesicht eine Weile an seinem Bett gestanden, schlug er die Augen auf und sagte: „Na, alter Freund, stehen Sie doch nicht so traurig da, setzen Sie sich an mein Bett und erzählen mir, wie es Ihnen ergangen ist.“ Als ich ihn fragte, ob er große Schmerzen habe, sagte er: „Meine Schmerzen quälen mich genug, wenn ich allein bin; lassen Sie uns von etwas anderem sprechen.“ Auf meine Frage nach seinen Erlebnissen während des heftigen Gefechts, sagte er mit leuchtenden Augen: „Die Leute meines Buzes waren begeistert brav; Sie

hätten die Prachtwerke sehen sollen, jeder ein Held! Meinen Schuß habe ich auf wenige Schritte beim Eindringen in ein Gehöft bekommen, und sehen Sie — sagte er — ich wußte ja, daß ich in den Unterleib getroffen würde, der Schuß ist durch die Blase gegangen.“ „Als ich lag — fuhr er fort — mußten meine Leute, von denen zwei tot neben mir lagen, zurück. Wir drei blieben dort liegen, und die Halunken plünderten uns ganz aus, selbst meine Ringe haben sie mir mit Gewalt abgezogen. Um mich mit Erfolg zu wehren, war ich schon zu matt; sie haben mir nichts als Hemd, Unterhosen und Strümpfe gelassen; wenn ich nicht in der Nacht von unseren Krankenträgern gefunden wäre, wäre ich wohl erfroren, und den armen Kerls neben mir haben sie die Wren und ihre paar Fiennege abgenommen.“ Als ich ihm die Hoffnung aussprach, daß er wieder hergestellt werde — was freilich ganz ausgeschlossen war — lächelte er und sagte: „Das glauben Sie ja selbst nicht, lieber Reiche; morgen früh werden Sie mich begraben; darum machen Sie mir noch ein recht fröhliches Gesicht, und bleiben Sie bei mir; allein kommen einem so schreckliche Gedanken.“ Ich erzählte ihm nun den Verlauf des Gefechtes und von meinen gefährlichen Erlebnissen, dabei war er so, als ob wir beim Glase Bier säßen, nur zuweilen suchte es schmerzlich in seinem Gesicht. Als er den an meiner linken Brust von meinem Purtschen nicht gerade schön zusammengefügten Riß bemerkte — mir hatte ein Streifschuß den Noa und das Hemde auf der linken Brust zerrissen — nannte ich ihm die Ursache; da gab er mir die Hand und sagte: „Ich beglückwünsche Sie, ein Paar Zentimeter tiefer, dann könnten Sie auch nicht mehr mit mir plaudern.“ Später sagte mir der Arzt, er sei unrettbar verloren, es handle sich nur um wenige Stunden, man müsse ihm den Tod je eher je lieber wünschen, er sehe ganz rasende Schmerzen aus. Ich habe bewundernd und begeistert an dem Todeslager dieses Helden gestanden. Als ich merkte, daß er doch sehr matt wurde, sagte ich ihm Lebewohl, und drückte ihm zum letztenmal die Hand. Draußen konnte ich meine Tränen nicht länger zurückhalten. Am Nachmittag ist er dann sanft entschlafen.

Seine soll die Beerdigung der Gefallenen — Deutschen und Franzosen — stattfinden. Ich mache mich deshalb auf, meinen Freund v. P. noch einmal zu sehen. In der Kirche finde ich die Leiche erst nach langem Suchen. Särge waren nicht zu beschaffen gewesen, so lagen die Toten, jeder mit seinem Mantel bedeckt, auf den kalten Steinen des Fußbodens. v. P. lag, wie er im Bett gelegen: mit dem, was ihm die Schlachtfeldhähnen bei der Blünderung gelassen hatten, zugedeckt mit einem Mantel eines Russefieters. Die treuen blauen Augen standen noch starr und weit auf. Mir wurde so traurig zu Mute; es machte einen gar zu entsetzlichen Eindruck, alle diese Leichen, so dürftig bekleidet, mit Mut befristet auf den kalten Nischen der Kirche, darunter er! Ich versuchte, ihm die Augen zuzudrücken, was mir nur zum Teil und mit Mühe gelang. Die Totenstarre war schon zu lange eingetreten, das übrige tat die Kälte. Ich deckte ihn wieder zu, sprach ein kurzes Gebet und schlich mich davon.

Am Mittag gehen wir alle zum Begräbnis. Die Feier in der Kirche ist so ergreifend, wie ich nie eine mitmachte. Vor dem Altar liegen Arm an Arm Deutsche und Franzosen; zu beiden Seiten des Altars stehen der evangelische und der katholische Geistliche. Nach einem von der Orgel begleiteten Gesang halten beide Geistliche nacheinander eine zu Herzen gehende Rede; dann werden die Toten auf Krankenbahnen hinausgetragen. Draußen auf dem Kirchhof gähnt ein großes Massengrab und vier einzelne Gräber für Offiziere. Nachdem die Leichen hineingelegt waren und Erde darauf geschüttet ist, kommen die drei Särge und damit ist wieder ein Akt des großen Völkerdramas geschlossen.

Ernstes und Heiteres aus Haeckels Leben.

Die köstlichsten Stunden seines arbeitsreichen Lebens verdankt Ernst Haeckel dem Manne, der ihn seinem Fache, der Zoologie, zugeführt hat: Johannes Müller. Es war im Sommer 1854; die Vorlesungen hatten geschlossen, da schlug Johannes Müller seinem Schüler, dem damaligen Studenten der Medizin Ernst Haeckel, vor, er solle ihn nach Helgoland begleiten, um ihm dort bei seinen Forschungen an Seetieren behilflich zu sein. Das Zweien Müllers und Haeckels am Helgoländer Strande erschien den Fischern zwar äußerst seltsam, denn sie hatten noch nie gesehen, wie vernünftige Menschen mit Schmetterlingsnetzen aus dem Meere etwas Brauchbares fischen, allein Haeckel und Müller stapften dennoch stundenlang mit ungeheurer Ausdauer in den Ebbebümpeln umher, Haeckel führte förmlich (so sagt Bölsche) das Leben eines Seefängereis, und diese Lebensweise trug ihm bei den Helgoländer Fischern den Namen eines „Seehühls“ ein. Johannes Müller übte förmlich faszinierende Wirkung auf Haeckel aus und noch als reifer Mann hat Haeckel darauf hingewiesen, was Müller für ihn bedeutete: „Wenn ich jetzt bisweilen bei der Arbeit ermüde,“ so hat er sich als Sechzigjähriger geäußert, „brauche ich nur das Bild von Johannes Müller, welches in meinem Arbeitszimmer vor mir hängt, anzusehen, um neue Kraft zu gewinnen. Ich werde nie die Anregung vergessen, die ich ihm verdanke. Er lehrte vergleichende Anatomie und Physiologie.

Ich wurde in kurzer Zeit mit ihm näher bekannt, hatte aber vor seiner gewaltigen Persönlichkeit eine solche Verehrung, daß ich es nicht wagte, ihm näher zu treten. Er gab mir Erlaubnis, im Museum zu arbeiten. Es sind mir unvergeßliche Stunden, in denen ich dort saß und Schädel zeichnete, während er auf und ab ging, besonders Sonntag nachmittags. Mehrere Mal ist es mir passiert, daß ich ihn um Rat fragen wollte. Mit Herzkopfen stieg ich die Treppe hinan, faßte an die Klingel, wagte aber nicht zu läuten, sondern kehrte wieder um.

Ueber welch gewaltige Arbeitskraft Ernst Haeckel zeit lebens verfügt hat, davon gibt die lange Liste seiner einzelnen Arbeiten — weit über 100 — die beste Anschauung. „Jede Minute ist kostbar in dieser Welt, spiele oder arbeite; aber tue auf alle Fälle etwas“ — diese Weisheit, die ihm sein Vater in der Kinderzeit oft gepredigt hatte, wandte er selbst in dem erschöpfenden Tropenklima an, dem er bei seinen Weltreisen ausgesetzt war. Auf Mexiko sagte er sich, daß jeder Tag wegen der großen Reisekosten etwa den Wert eines Hundertmarkcheines besäße, daher verzichtete er auf jede Langschläferei und Siesta, stand alltäglich um 5 Uhr morgens auf und benutzte die heißen Mittagsstunden von 12 bis 4 Uhr zu anatomischer und mikroskopischer Arbeit, zum Beobachten und Zeichnen, sowie zum Einmachen und Verpacken des gesammelten Materials.

Wer Haeckels Werke kennt, ist sicher ein Bewunderer der prachtvollen Bilder, die ihnen beigegeben sind. Sie sind Haeckels eigenes Werk. Schon Johannes Müller war über Haeckels Zeichen- und Maltalent erstaunt gewesen, und es hat eine Zeit gegeben, wo Haeckel selbst glaubte, er solle Maler werden. Das war in den schönen Jugendentagen, wo er mit dem „Marschendichter, Freienschriftling und Prachtler“ Hermann Allmers Südtalien durchstreifte. Allmers selbst hat einmal erzählt, wie er Haeckel in einem Café Neapels kennen lernte: er griff nach einem Blatte der Allgemeinen Zeitung; gleichzeitig streckte sich eine andere Hand danach aus, die Haeckels, also offenbar eines Deutschen, wofür auch die ganze Erscheinung sprach. Aus der rasch gemachten Bekanntschaft wurde bald eine schöne Freundschaft: der Dichter und der Naturforscher reisten zusammen; „Auch ein gemeinsames Quartier beherbergte uns, keine Wanderung ward allein unternommen, keine botanische Exkursion, nie sah man einsam, um zu aquarillieren und zu zeichnen, was Haeckel mit einer wahren Leidenschaft trieb, und am dritten Morgen schon, da wir auf einer fast lochend heißen Wiese seltene Thermalpflanzen entdeckten und fast auf derselben Stelle die zerfallenen Trümmer eines altrömischen Bades fanden, wirkte das Seltene und Eigentümliche auf uns Beide, daß wir uns jubelnd umhasteten und den Rest unserer Flasche zum Schmollis weiheten. Beide fühlten wir, es konnte nicht anders sein. Und so ging es glücklich schwebelnd im Anshauen der herrlichen Gegend, die vom hohen Empomeo genossen, in ihrer Pracht uns zu Füßen lag; so ging es als wir gar uns aller Kleider beraubten und nackend wie ein paar echte Naturmenschen in die warmen Schlammströme tauchten, welche aus der dümmervollen Tiefe unter herabhängendem Gerank und Farnkräutern hervorquollen.“

Im Jahre 1866 reiste Haeckel nach England, und damals lernte er Darwin persönlich kennen. Darwin holte ihn von der Eisenbahn ab, und die „hohe ehrwürdige Gestalt mit den breiten Schultern des Atlas, der eine Welt von Gedanken trägt, seine Jupiterstirn wie bei Goethe, hoch und breit gewölbt, vom Pfluge der Gedankenarbeit tief durchsucht“, und das übrige Aeußere machten auf Haeckel einen solchen Eindruck, daß er einen „beiden Weltweisen des hellenischen Altertums, einen Sokrates oder Aristoteles, lebendig vor sich zu sehen“ glaubt. Die Beiden trennten sich rasch an, im Gespräch wittert Haeckel voller Eifer auf die Dummköpfe und Veräudn, die sich gegen die sonnenklare Wahrheit der Entwicklungsidee noch auflehnen. Da legt Darwin seinem feurigen Jünger die Hand auf die Schulter und sagt lächelnd, es seien vielmehr arme als böse Leute, und den Strom der Wahrheit selber hielten sie doch nicht auf . . .

Charade.

Eins-zwei ist besonders dem Landwirte wert,
Da sie als Futter vom Vieh begehrt.
Die Tritte der Mathematikus schätzt,
Nicht selten dafür er auch Buchstaben feht.
Das Ganze nennt einen mächtigen Geist,
Manch häßliches Märchen verrät, wie er heist.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:

L	H	S						
ö	a	t						
w	h	a						
L	ö	w	e	n	m	a	n	i
H	a	h	n	e	m	a	n	a
S	t	a	m	b	u	c	h	
a	a	u						
u	a	e						
i	n	h						